

Ulrich Schmidt

Die Selbsterfindung. Oder: Sein Leben verlieren und gewinnen

(ThBeitr 41 [2010], Heft 4, 261–265)

„Ich mach mir die Welt, wie sie mir gefällt“ ließ Astrid Lindgren ihre Pippi Langstrumpf singen, offensichtlich ein Liedchen von Bedeutung. So bekennt Verona Pooth, dass sie schon als kleines Mädchen wie Pippi Langstrumpf leben wollte, es aber erst als Erwachsene geschafft habe. Und sie begründet ihre Hochachtung vor Pippis Hymne mit den Worten: „Ich finde, hinter dieser Aussage ... steht viel mehr Philosophie, als man sich vorstellen kann“.

Und sie hat recht damit. Dahinter steckt Philosophie – mehr noch: ein komplexer Diskurs sowie eine neue Lebenswirklichkeit, die so genannte „Postmoderne“. Bereits vor Jahrzehnten wurde sie eingeläutet, etwa mit dem Verdacht gegen die „großen Erzählungen“, der zugleich dem Individuum zumutet, seine eigene Welt zu schaffen. Seither ist die Selbsterfindung eine fortwährende Aufgabe. Eine Normalbiografie, wie man sie früher kannte, existiert nicht mehr. Möglichkeiten, Sinndeutungen, Rollenverständnisse gibt es *en masse*. Und so muss das Individuum wählen, entscheiden, die eigene Welt konstruieren – wie gesagt: „Ich mach mir die Welt ...“

Dies wird durchaus zwiespältig empfunden. Einerseits schätzt man die Freiheit, nutzt man die Chancen, dies und das zu versuchen, um sich selbst zu verwirklichen, eine Ausrichtung des Verhaltens die sich bisweilen zur blanken Fun-Maximierung steigert, was wiederum die Kritiker als „Spaßgesellschaft“ (P.Hahne), „Ego-Gesellschaft“ (H.G. Vester) oder „Kult ums Ich“ (C.Lasch) brandmarken – eben eine Welt „... wie sie mir gefällt“.

Die Notwendigkeit der Selbsterfindung kann indes zu einer schwer zu bewältigenden, belastenden Aufgabe werden. Der fortwährende Anspruch, originell und kreativ sein zu müssen erzwingt ebenso wie die zum Teil permanent mutierenden Strukturen von Konzernen von Menschen immerzu Veränderungen, auch solche, die nicht allein bei der äußeren Gestaltung des Lebens stehen bleiben.

Allerdings geht die Philosophie, die Frau Pooth hinter dem Pippi-Langstrumpf-Lied vermutet, noch erheblich weiter. Sie bestreitet den Organisator der Selbsterfindung, das so genannte „Ich“:

„Das sogenannte 'Ich' ist ein Knotenpunkt in einem Netz von dialogisch strömenden Informationen“ (V.Flusser). Und – widdewiddewitt – stellt sich die Frage, was es denn ist, was da im Menschen „Ich“ sagt und „Ich mache mir“ bzw. „was mir gefällt“ singt. Das „Ich“ der Moderne, das ja befähigt werden sollte, autonom, selbstbestimmt, eigenverantwortlich zu handeln, gilt plötzlich als Phantom.

So verbindet sich die gegenwärtige – als Chance und als Not empfundene – Realität der Selbsterfindung mit mindestens dreierlei Sorgen um das „Ich“: (1) die Sorge, Chancen zur Selbstverwirklichung zu verpassen, (2) das Seufzen unter dem Zwang zur persönlichen Innovation sowie (3) die Irritation über das Verschwinden eines bislang als selbstverständlich angenommenen Wesenskerns.

Wie aus einer anderen Welt klingen dazu Worte und Gedanken herüber, die Jesus in seine Zeit hinein formuliert hat. Sicher, die beiden Welten, die unsere und die palästinische vor 2000 Jahren, lassen sich nicht unvermittelt nebeneinander stellen. Dennoch fällt auf, dass eben der Zusammenhang von Verlust, Sorge und „Ich“ in der synoptischen Tradition bereits mit erstaunlicher Intensität begegnet – und gewissermaßen ein Fragezeichen mitten in die postmoderne Problematik setzt.

Geradezu programmatisch formuliert ein jesuanisches Diktum, das in gewissen Variationen vorliegt (Mk 8,35; Mt 10,39; 16,25; Lk 9,24; 17,33 [Joh 12,25]) und das gerne auf folgende Grundform reduziert wird:

- (1) (a) Wer seine *psyche* erhalten will,
(b) der wird sie verlieren,
- (2) (a) Wer aber seine *psyche* verliert,
(b) der wird sie erhalten.“

Psyche, ein unserem „Ich“ vergleichbarer Begriff, bezeichnet mehr als allein das physische Leben, und darum bedeutet auch das Verlieren der *psyche* mehr als den leiblichen Tod. Schließlich fasst dieses Paradoxon einen Grundzug der Lebensauffassung Jesu zusammen. Seine Botschaft fokussierte wohl das Königreich Gottes, darin aber ist jenes Paradoxon das entscheidende Strukturelement. Immer wieder bildet es sich in seinem Verhalten wie in seiner Lehre deutlich ab:

Jesus ist nicht am Erhalt seiner *psyche* interessiert, und doch findet bzw. „gewinnt“ er. Seine Familie geht auf Distanz (Mk 3,20f.31); doch er gewinnt andere als Mutter, Vater, Brüder (Mk 3,33-35). „Die Vögel haben Nester“ (Mt 8,20 par); er aber ist auf Wanderschaft, wobei ihm aber doch Förderung zuteil wird. Und schließlich ist er bereit, seine *psyche* für viele zu geben (Mk 10,45; Mt 22,28), und er erwartet – gemäß der Leidensankündigungen – seine Auferstehung, wenn auch „nur“ im traditionellen Sinne und ohne die Angabe „nach drei Tagen“. Und von seinen Jüngern fordert er Vergleichbares: „Wer die Hand an den Pflug legt ...“ (Lk 9,62), „Gehe hin, verkaufe alles, was du hast ...“ (Mt 19,21 par), „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich ...“ (Mt 10,37 par) oder „Sorgt euch nicht um die *psyche* ...“ (Mt 6,25).

Nicht die einzelnen Sätzen sind hier zu bedenken, sondern allein der Geist, der aus diesen Worten spricht: „Wer seine *psyche* erhalten will, der wird sie verlieren. Wer aber seine *psyche* verliert, der wird sie erhalten.“ Erhalten und Vertrautes sichern wollen, ist zugleich die Furcht davor, das zu verlieren, was man kennt und „hat“. Eben dies unterminiert Jesus mit diesem Paradoxon: Angesichts des Königreiches Gottes gilt es, seine *psyche* aufzugeben, um sie neu und anders wieder zu finden, gewissermaßen „geheilt“. Die Belege sind ja meist mit *sozein* formuliert, einem *terminus technicus* im Blick auf Heil und Erlösung.

Dabei setzt Matthäus in seiner Wiedergabe des Paradoxons einen eigenen Akzent, indem er beide Male weniger vom „Erhalten“ (*sozein*) der *psyche* sondern vom „Finden“ (*heuriskein*) derselben spricht. Was in der deutschen Übersetzung stark nach Zufall klingt, meint eigentlich „sich verschaffen“. So kann die Linie von „finden“ zu „erfinden“, von „sich verschaffen“ zu „sich erschaffen“ ausgezogen werden. Es geht um das Mühen um eine Lebenskonstruktion, die über die physische Existenz hinausgeht.

Das klingt schon in Mt 6,25 an: „Sorgt nicht um eure *psyche*“ (6,25). Im Kontext ist wohl von Essen, Trinken und Kleidung die Rede. Doch das mit „sorget“ übersetzte Wort *merimnan* meint kein passives Seufzen sondern ein sich mühenes Sorgen. Es geht um Anstrengung für die *psyche* – eine Anstrengung, die sich natürlich auch um Nahrung und Kleidung dreht (wie könnte das in der palästinischen Welt unter römischer Besatzung auch anders sein). Aber Jesus hat doch eine

Haltung der Person im Auge hat, die dann in Mt 6,33 mit „Trachtet zuerst ...“ die angemessene Ausrichtung erhalten soll.

So ist deutlich, dass ein engagiertes Mühen um die eigene *psyche* dem Verzicht auf dieses Suchen gegenübergestellt wird und dass die *psyche* paradoxerweise gerade im Verzicht zuteil wird – eine Einschätzung, die auch für die heutige Sorge um das „Ich“ von Belang sein dürfte.

Dies umso mehr als es Jesus mitunter um das geht, was man heute *Lebensentwurf* nennt. Der reiche Kornbauer (Lk 12,16-21) hat Glück, macht Gewinn. Er will die Früchte sammeln, horten, maximieren. Er entwirft sich gedanklich in die Zukunft hinein, plant größere Scheunen, will seinen Besitz mehren – und damit seine Lebensqualität: „Ich will zu meiner *psyche* sagen: *Psyche*, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!“ Damit realisiert er Punkt (1a) des Paradoxons, zunächst im Sinne des „Erhalten“-wollens, dann aber deutlich im Sinne des matthäischen „finden“ (*heuriskein* [Mt 10,39; 16,25b]), bzw. „erfinden“. Der Fortgang ist bekannt: In derselben Nacht wird er als „Narr“ angesprochen und seine *psyche* eingefordert.

Auf die gegenteilige Option lassen sich die Jünger ein. Sie lassen das Vertraute zurück, folgen Jesus nach. Eines Tages nehmen sie eine Standortbestimmung vor. Petrus spricht Jesus an: „Siehe, wir haben alles verlassen, und sind dir nachgefolgt“ (Mk 10,28b). Sie haben Punkt (2a) des Paradoxons realisiert und wollen wissen, wohin das führt, so dass Mt den Petrus folgerichtig fortfahren lässt: „Was wird uns dafür gegeben?“ (Mt 19,27c) – oder: Wie steht's um Punkt (2b) des Paradoxons. Und Jesus antwortet entsprechend: Wer Haus, Frau, Brüder, Eltern, Kinder verlässt, der wird dafür hundertfach „empfangen“ (*lambanain*). Und dies bezieht nicht allein auf eine Kompensation im Jenseits.

Wenn auch das angestrebte Bemühen um die *psyche* in Frage gestellt wird, so wird doch die Not und Sorge, die dazu führt, sehr wohl erkannt, anerkannt und bedacht. Was sich der reiche Kornbauer, der Narr, ja eigentlich wünscht, spricht er sich selber zu: „*Psyche*, habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!“ Auch hier sind die Elementarbedürfnisse Essen und Trinken genannt, doch mit ihnen geht es um „Ruhe finden“ (*anapauomai*) und „wohlgemut sein“ (*eufrainoun*). Was sich dieser Mann von seinem neuen Lebensentwurf erhofft, nimmt Jesus auch in anderen Zu-

sammenhängen auf, z.T. mit identischem Vokabular:

Mt 6,25 ist schon benannt und dazu tritt der so genannte „Heilandsruf“ (Mt 11,28-30): „Kommt her zu mir alle ...“ Dies ist keine, der sonst bei Jesus häufiger formulierten Aufforderungen zur Umkehr, sondern es sind Menschen angesprochen, die schwer beladen sind und sich vergeblich abmühen. Egal ob die Belastungen durch die Okkupation oder durch anderes bedingt sind, Jesus sieht jedenfalls die beschwerte, ängstliche *psyche* seiner Mitmenschen, und verspricht ihnen: „Kommt her zu mir ... so werdet ihr 'Ruhe finden' (*anapausis heuriskein*) für eure *psychais*“. Den Angesprochenen soll eine Art und Weise eröffnet werden, die es ermöglicht, sich in den eigenen Lebensumständen so zu verorten, dass sie zur Ruhe finden. Und diese besteht gerade wiederum darin, sich vom Eigenen abzuwenden, loszulassen, das eigene Joch abzulegen – vergleichbar dem Punkt (2a) des Paradoxons.

Diesem „Kommt her zu mir“ entspricht die bislang unterschlagene Präzisierung „um meinetwillen“ in Zeile 2 des Paradoxons, die übrigens auch in der Antwort Jesu auf die Frage nach dem Lohn der Nachfolge zu finden ist: „Wer verlässt / um meinetwillen / wird hundertfach erhalten.“ Für die hier zu reflektierende Begegnung zwischen jener und unserer heutigen Welt ist es dabei unerheblich, ob diese kurze Präzisierung von Jesus selbst gesprochen oder ihm sekundär in den Mund gelegt wurde. In beiden Fällen wird die Überzeugung zum Ausdruck gebracht, dass man im Anschluss an ihn, der das Paradox vollständig lebte, aus dem angestregtem Bemühen um die *psyche* heraus- und in die Ruhe hinein findet.

Und es ist diese Erfahrung, die sich durch das ganze Neue Testament zieht. So skizziert der Hymnus in Phil 2,6-11 Christus als den, der von der Selbst-Erniedrigung zur Erhöhung gelangt, und es wird schon vorab (2,5) dazu motiviert, in die Gemeinschaft mit ihm einzutreten. Beide Elemente werden auch sonst bei Paulus verbunden, etwa in (Röm 6,3-11 oder) Gal 2,20: „Ich lebe, doch nun nicht mehr ich ...“ Hier kreist einer nicht mehr um das eigene „Ich“, „sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dahin gegeben hat.“

Das neutestamentliche Kerygma weiß also um den Verlust des „Ich“, der sich in der Bindung an

den Christus geradezu als heilsam erweist. Was kann da noch beunruhigend sein an der postmodernen Dekonstruktion des „Ich“? Die Ansicht, die Person sei ein Konstrukt, das sich allein durch ein „System von Beziehungen“ definiert (P. Watzlawick) ist der Nachfolge geradezu selbstverständlich. Dabei ist „Bindung“ nicht als eine gelehrte und gelernte, dogmatisch fixierte zu denken, sondern als eine jeweils selbst zu erfahrende „Bezugnahme“ auf Christus.

Das Christentum wird also nicht darauf verzichten dürfen, seine „große Erzählung“ weiterzugeben und mit ihr – wie hier, ausgehend von dem besprochenen Paradoxon, deutlich wurde – ein großes Fragezeichen in der gegenwärtigen postmodernen Welt aufzurichten. Doch dieser Vorgang erzwingt keine Kapitulation vor der Großerzählung, sondern führt eine Fragestellung im Leben des Einzelnen ein, die im Sinne eines Sandkorns in einer Auster wirkt: Ist die Kritik am Kreisen um das „Ich“ wohl unangenehm zuerst, lädt sie doch ein zur Öffnung, zur Erfahrung des Paradoxons in der individuellen Bezugnahme auf Christus.